

**Simon, F.B.: Einführung in die systemische Wirtschaftstheorie,
Heidelberg: Carl Auer 2009**

In sieben Kapiteln wird eine systemtheoretische Perspektive auf Wirtschaften dargestellt. Zunächst geht es um den Zweck des Wirtschaftens, dann um zwei interessante Erfindungen, die des Eigentums und die des Geldes. Anschließend steht der Überlebensmechanismus der Wirtschaft, die Zahlungsfähigkeit sowie die Grundeinheiten ökonomischen Überlebens, Haushalte, Unternehmen und Volkswirtschaften auf dem Plan. Dann folgt die Verbindung der Überlebenseinheiten in Form von Märkten, bevor der Autor noch zu seiner persönlichen Schlussfolgerungen sagt.

Im Kapitel über den Zweck ist die Tendenz jedes System überleben zu wollen eine wesentliche Grundlage. Als Haupttriebfeder des Wirtschaftens sieht Simon die Dynamik von Schuld und Schuldner an. Zunächst gab es keine freien Sachbeziehungen für das ökonomische Überleben. Die Hauptfunktion lag in der sozialen Dimension. Der Mensch war als Akteur fest an sein Ursprungssystem – den Stamm- gebunden. Trennung davon war lebensgefährlich. Diese Tatsache hat eine wesentliche Schlussfolgerung. Das Verhalten des Menschen ist mehr durch soziale Spielregeln gesteuert als durch individuelle, psychische Prozesse. Genau letzteres nimmt aber die Theorie des „Homo oeconomicus“ an, der das Verhalten jedes Wirtschaftssystems durch menschliche Charakteristika erklärt. Dies bedeutet im systemischen Sinne, dass die Entstehung der sozialen Strukturen, die Wirtschaft ausmachen von außerhalb des Wirtschaftssystems vorgenommen würde, systemtheoretisch gesprochen aus der Umwelt des Wirtschaftens. Simon nennt das folgerichtig ein Outsourcing der Kausalität. Aus systemischen Perspektive können die

wirtschaftlichen Kommunikationsstrukturen nur durch die Merkmale der Kommunikationsprozesse der Wirtschaft erklärt werden, nicht von außerhalb und zu dem noch mit einer absolut simplifizierten Verhaltenstheorie wie der des homo oeconomicus.

Interessant ist dabei auch, dass die Forschungsergebnisse der Historiker und Ethnologen keinen Belege für die Existenz des Tausch äquivalenter Güter vor Einführung des Geldes ergeben, wie Geld immer gerne hergeleitet wird. Das Tauschprinzip wird dennoch als Annahme hochgehalten. Stattdessen war die schon erwähnte soziale Funktion der Gütertransaktion (Getreide an den Fürsten, die die Macht hat und der dann verteilt) das zentrale Motiv. Alles wurde getan, um eine Ausstoßung aus dem Verband zu verhindern. Diese Unsicherheit wurde immer wieder durch Rituale vermindert. So diente beispielsweise auch Heiratspolitik zur Unsicherheitsverminderung, weil dadurch der Nachbarfürst mit dem eigenen Land verbunden wurde. Die meisten Wirtschaften waren bisher Subsistenzwirtschaften, die lange durch Gewalt aufrechterhalten wurden. Die Leibeigenen produzierten die Nahrungsmittel, diese wurden an den Fürst abgegeben, von diesem gehortet und dann verteilt. Unsicherheit konnte man allerdings auch auf dem Wege vermindern, dass man den Nachbaradeligen beseitigte. Diese Prozedur war als Verteilungsmechanismus für Güter lange Zeit vorhanden. Die Subsistenzwirtschaften hatten aber auch wenig Anreiz, mehr zu produzieren. Das änderte sich erst mit der Geld- und Eigentumswirtschaft. Geld gibt es schon recht lange, aber dass die Versorgung und Verteilung knapper Güter über Geld geregelt wird, ist erst neueren Datums. Geld wird zum gesellschaftlichen Subsystem, in dem Tauschmöglichkeiten signalisiert werden. Das macht dann jeden Geldbesitzer weniger abhängig

von bestimmten anderen Menschen. Daran war aber in den strikten Herrschaftssystemen bis weit in die Neuzeit hinein gar kein Interesse. Deshalb gab es Geld, aber nicht in der Funktion, Unabhängigkeit von einem Heimatsystem zu bedeuten. Simon spricht davon, dass Geld dann ermöglichte, der Geiselhaft des sozialen Herkunftssystems zu entkommen (S. 32). Zahlungen beenden Verpflichtungen, wozu der Autor auch den lateinischen Wortteil finis (= Ende) im Wort Finanzen aufzählt.

In der Bedeutung vor dem Geld wird aber noch das Eigentum eingeordnet. Durch die Konstruktion von Eigentum ist an die Stelle der Gewaltanwendung beim Erwerb von Besitz eine neue Institution, die des Eigentums getreten. Die Einführung des Privateigentums im Gegensatz zu lediglich Besitz ermöglicht die Beleihbarkeit und eine Kreditwürdigkeit des Eigentümers, da er eine Sicherheit anbieten kann. Dadurch kann er seine finanziellen Möglichkeiten verdoppeln und beispielsweise unternehmerisch tätig werden. Auch hierdurch unterscheidet sich jetzt die Gläubiger-Schuldner-Beziehung von den feudalen Systemen. Die Verpflichtungen sind klar definiert, nicht willkürlich oder ewig, außerdem kann man diese wieder ablösen. Das Ganze funktioniert natürlich nur, wenn es ein funktionierendes Rechtssystem gibt, das das Eigentum auch schützt. Dadurch wird wieder Unsicherheit absorbiert. Was für das Vertrauen passiert, wenn die Sicherheiten sich plötzlich in ihrem Wert stark nach unten verändern, hat die Finanzkrise gelehrt.

Geld hat nun als buntes bedrucktes Papier dadurch besonderen Wert als Schuldschein, dem gegenüber der Eigentümer verspricht, es gegebenenfalls durch die materiellen Werte des Eigentums zu ersetzen. Geld muss durch Eigentum gedeckt sein. Dann kann man die kleinen Schuldscheine

weitergeben und auch der nächste glaubt daran. Ohne Eigentum gibt es kein Geld. Aus dieser Überlegung heraus sieht Simon im Geld der DDR-Planwirtschaft kein echtes Geld, sondern eher Marken wie Essensmarken in der Kantine. Gleichzeitig folgt daraus, das Geld auch nicht mit einem Federstrich geschaffen werden kann, sondern mit Eigentum hinterlegt sein muss.

Geld und Eigentum sind Teil der Kommunikation der Gesellschaft. Wenn sie nicht als akzeptierte Kommunikationsmittel fungieren, verlieren sie ihren Wert. Sie haben in der Gesellschaft das Geben und Nehmen der Stammes- und Feudalsysteme abgelöst, in dem sie Kommunikation ohne „Schatten der Zukunft“ oder Lasten der Vergangenheit möglich machen, wie es in den durch soziale Rituale kommunizierenden Gesellschaften üblich war.

„An die Stelle des Vertrauens und der Vertrautheit zwischen beiden potenziellen Handelspartnern tritt das Vertrauen ins Geld.“(S.48). Es ist Vertrauen in einen Dritten, der das Geld druckt, den Staat oder die Zentralbank

Private Beziehungen funktionieren hier grundlegend anders, weil die Ansprüche immer unverwechselbar bleiben und vom jeweiligen Partner erfüllt werden oder nicht. Wenn einer meint, die Bilanz des Gebens und Nehmens sei nicht ausgeglichen, wird er dem anderen irgendwann die Rechnung präsentieren.

Im Abschnitt „Von der Nichtaustauschbarkeit zur Knappheit“ wird ein wesentlicher ökonomischer Schritt benannt, der in der Konstruktion von Knappheit beruht. Normalerweise würde man Knappheit mit der Funktion

für das Überleben übersetzen, manchmal sind aber auch Ideen so wertvoll, dass sie über das schlichte Überleben gestellt werden. Qualitative Bewertungsunterschiede für Güter werden in quantitative übersetzt. Durch die Erfindung des Eigentums lassen Menschen es zu, dass andere auf knappe Güter zugreifen, während sie selbst nichts bekommen. „Offenbar muss dabei ein befriedigender Mechanismus wirksam werden, der verhindert, dass es zu Mord und Totschlag kommt.“ (S. 58)

An dieser Stelle wird ein weiterer wichtiger Punkt des Geldes benannt. Es beruhigt Dritte, wenn sie sehen, dass jemand auf knappe Güter zugreifen kann, weil er dafür zahlt. Zahlungen drücken in sich vorhandene Rückbezüglichkeit, die Autopoeisis des Systems aus. Zahlungen werden nur möglich durch Zahlungen und haben keinen anderen Sinn als Zahlungen zu ermöglichen.

Dann folgt die systemische Analyse der ökonomischen Überlebenseinheiten, wie der Autor sie nennt: Haushalte, Familien, Unternehmen. Nach außen ist Zahlungsfähigkeit wieder das Kriterium. Aber von innen her sind die Wirtschaftsakteure nach anderen Prinzipien organisiert. Innerhalb des Haushalts wird nicht nach Zahlungen agiert. Ähnlich liegt es bei unternehmensinternen Prozessen vor. Auch dort sind interne Zahlungen selten eine wirklich wirtschaftliche Aktivität.

In Organisationen gibt es aber einen fundamentalen Unterschied zu Familien, die heute selbst bei Zahlungsunfähigkeit nicht aufgelöst werden dürfen. Die Mitarbeiter von Organisationen müssen austauschbar sein, um die Organisation langfristig überlebensfähig zu halten. Je austauschbarer

ein potenzieller Mitarbeiter ist, desto schlechter kann man ihn bezahlen. Für Wirtschaftsorganisationen gilt, dass ihre Gründung und ihr Überleben keines weiteren Zweckes bedürfen, als an der Wirtschaft als Akteur teilzunehmen. Dies macht auch viele unsinnige Produktionsstufen gerade im Finanzdienstleistungsbereich nachvollziehbar.

Im Gegensatz zur Logik von Non-Profit-Organisationen gilt für Unternehmen: Erst wird Geld ausgegeben, damit dann Geld eingenommen werden kann. Bei sozialen Organisationen ist es anders.

An dieser Stelle definiert Simon noch einmal das Unternehmen. Es nutzt beobachtbare Differenzen der Welt, um Differenzen von Zahlungen zu erzielen. In der Gegenwart wird dann investiert, um in der Zukunft mehr zu erzielen. Dadurch wird Überleben gesichert. „Wenn gelegentlich behauptet wird, der Zweck eines Unternehmens sei die Erwirtschaftung eines Profits, so ist das Quatsch.“ (S. 85) Es ist lediglich eine lebensnotwendige Bedingung. Dann werden andere Ziele möglich. „Allerdings brauchen, das muss betont werden, Unternehmen genauso wenig solche andere Zwecke, um zu überleben – wie Menschen irgendein über das physische Überleben hinaus gehenden Sinn des Lebens brauchen“ (S. 85).

Manchmal gibt es festgekoppelte Systeme wie Familienunternehmen oder Netzwerke. Dies dient dazu Unternehmenskulturen zu entwickeln, die durch enge Bindung und Vertrauen Komplexität reduzieren. Ähnlich sieht der Autor dies beim so genannten rheinischen Kapitalismus, der ein Alternativmodell zum anglo-amerikanischen Wirtschaftssystem darstellt.

Solange Staaten im wirtschaftlichen Prozess noch wichtig waren galt nach Simon die Maxime: „Kapital darf rein, aber nicht raus, Güter dürfen raus, aber nicht rein“ (S.92).

Durch die größere Verflechtung der Volkswirtschaften, ist die Macht des Staates ausgehöhlt. Nicht die Unternehmen ordnen sich dem Staat unter, sondern vder Staat nur zu oft den Wünschen multinationaler Konzerne. Wenn ein System seine Umwelten austauschen kann, wie Untzernehmen das heute können, verschieben sich die Anhängigkeiten. Menschen können sich heute im Prinzip auch ihre Umwelten suchen. Alerdings wird ihnen im Gegensatz Investoren nicht schwer gemacht, das Spielfeld zu wechseln. „Ausländische Investoren werden selten in Sammellager gesteckt“ (S. 93), kommentiert Simon.

Der Autor macht dann doch etwas Werbung für die Tugenden, die gute Familienunternehmen an den Tag legen, da sie die Zielsetzung haben, künftigen Generationen ein gutes Leben zu ermöglichen.

Als letzten theoretischen Bereich widmet Simon sich dem Markt. Märkte dienen in erster Linie zur Reflexivität deer Kommunikation. Hersteller und Konsumenten , Verkäufer und Käufer können beobachten und jemand anderes beim Beobachten beobachten. Dabei sind alle gleichzeitig zumimndest potenzielle Spieler auf dem Spieckfeld. Er zitiert wie häufig Luhman,. der den ;Markztt als die Institution sieht, bei der das Wirtschaftssystem selbst zur Umwelt seiner eigenen Aktivitäten wird. Andere Umwelten wie Politik, Technologieentwicklung, Ressourcen und Ökologie blieben dabei unberührt. Preise dienen dann dazu, ein Maß für die Austauschbarkeit von Käufern und Verkäufern anzuzeigen. Werden Käufer gebraucht, geht der Preis runter. Werden Verkäufer eher gesucht,

geht er hoch. Insofern hebt Simon nicht auf die Knappheit der Güter – dies kann man auch tun – oder auf die Präferenzen der Kunden – das wäre eine subjektivistische anschauung ab. Rein systemisch geht es um die Kommunikation und ihre Möglichkeiten. Ist diese von einer Seite eher begrenzt, bekommt diese Seite mehr Marktmacht und nbeeinflusst den Preis in ihrem Sinne. Dies trifft insbesondere sehr stark für den Preis der Arbeit, den Lohn, zu, wenn man oihn über den Markt erklärt.

Bezüglich der Güter- und Finanzmärkte hebt Simon noch einen in der aktuellen Krise interessanten Aspekt hervor. Haben die Marktteilnehmer noch die Motivation, Zahlungen zu leisten oder wollen sie ihr Geld unter die Matratze legen? Insofern braucht die Wirtschaft nicht eine Ruhelage, wie manchmal Theorien des Gleichgewichts suggerieren, sondern wie Luhgman zitiert wird „die ständige Reproduktion der momenthaften Aktivitäten, eben der Zahlungen, aus denen das System besteht.“ (Luhmann, 1988, S. 17, zit. nach Simon, 2009, S. 107). Auch stellt sich die Frage, ob dazu nicht auch Knappheit nicht gerade als Orientierungsfaktor des Systems geschaffen wird, wenn bestimmte Waren zu sehr hohen Preisen angeboten werden. In den Finanzmärkten wird dann nur noch mit (Tausch-)möglichkeiten gehandelt. „Bei Finanztransaktionen werden keine knappen materiellen Güter oder Dienstleistungen gehandelt, sondern ein fiktives knappes Gut: die Zeitdifferenz von Tauschmöglichkeiten“ (S. 110). So kann man jetzt Geld ausgeben, das man noch gar nicht verdient hat.

Unternehmen haben wie Haushalte ein wesentliches Ziel. Es ist, die eigene Zahlungsfähigkeit zu erhalten. Diese Liquidität ist der entscheidende

Faktor. Er steht noch über der Rentabilität, das heißt der Gewinnrate, die ein Unternehmen abwirft. Im Grunde sind Haushalte und Unternehmen hier gar nicht verschieden. Sie versuchen alle ihre Zahlungsfähigkeit zu erhalten. Dann darf man weiter im ökonomischen Spiel mitmachen.

Simon ist klar in seinen Behauptungen. Diese bestehen aus einer Reihe von Postulaten.

Das erste ist, es macht Sinn zwischen den Teilsystemen der Gesellschaft zu unterscheiden, so wie sie Luhmann formuliert hat. Denn aus der Praxis weiß jeder, dass die Trennung nur eine theoretische Perspektive ist. In seiner kurzen Darstellung des rheinischen Kapitalismus als Alternativbild zum angelsächsischen Kapitalismus macht er dies auch deutlich.

Kritisch ist bei Simons Ansatz das völlige Heraushalten der technologischen, produkt- und produktionstechnischen Seite. Es entsteht ein zwar komplexitätsreduziertes, aber damit auch simplifiziertes Modell der Ökonomie, auch der systemischen Phänomene in der Ökonomie. Die Ökonomie wird auf das Zahlen reduziert. Ohne Idee von Innovatoren und Unternehmer, die Energie zum Umsetzen und Aufbauen haben, fehlt der Ökonomie etwas. Dass Ökonomie auch zentral die Produktion von Güter und Dienstleistungen beinhaltet, bleibt außen vor. Entsprechend wird die DDR-Wirtschaft wird auch etwas lapidar abgetan mit den Worten, dass das nur eine Märkchen-Wirtschaft war. Aber auch dort haben Menschen für andere ökonomische Leistungen vollbracht und zu einigem Wohlstand geführt. Dass diese Wirtschaftsform kurzfristig nicht mit der westlichen konkurrieren konnte und im Vergleich dazu recht erbärmliche Konsummöglichkeiten bereitstellen konnte, ist klar. Entscheidend war ja, dass niemand da war, der wie in anderen Bereichen wie Landwirtschaft

oder Bergbau bereit war, Subventionen für den Erhalt von Arbeitsplätzen zu zahlen. Die Absicht der herrschenden Lehre in Politik, Wirtschaft und Wirtschaftstheorie war: Lasst uns das Feldexperiment neue Bundesländer bei Zerschlagung der alten industriellen Strukturen wagen und „blühende Landschaften“ daraus entstehen lassen. Insofern ist die Zahlungsebene zwar eine relevante, aber eine durch die Politik bestimmte Ebene.

Ein weiterer Diskussionspunkt, der mit dem vorgenannten Beschränken auf die Zahlungswirtschaft zusammenhängt, entsteht auch durch die zugrunde gelegte Luhmann´sche Trennung der Teilsysteme in der Gesellschaft. Das System Wirtschaft funktioniert nach einer anderen Logik als andere Systeme etwa System Familie. Zum einem ist dies eine theoretische Trennung, da die gleichen Menschen in den unterschiedlichen Systemen auftauchen und gerade schon durch ihr persönliches Tun die Logiken zum Verschwimmen bringen. Über 20 Jahre Erfahrung in Wirtschaftsunternehmen haben mich gelehrt, dass wirtschaftliche Gesichtspunkte innerhalb von Unternehmen nicht die zentrale Rolle spielen, sondern eine zu beachtende Nebenbedingung darstellen.

Insofern ist eine gemischte Darstellung, die die verschiedenen Tendenzen in einem System einbezieht, was dem realen Leben entspricht, und absolut vom idealtypisch reinen System Wirtschaft abweicht, eine konstruktive Alternative. Die Systemische Organisationsanalyse präsentiert ein Organisationsmodell, das eine Organisation durch zehn Dimensionen charakterisiert darstellt. Und diese zehn Dimensionen haben in jedem System eine eigene Ausprägung.